



Ausführliche Leseprobe

aus **“Das Udenkbare inklusive - was
das Leben erzählt”**
von Lucia Grabner

Kapitel 37: “Der Pakt mit dem Teufel”

Kapitel 59: “Nymors Zorn”

Kapitel 67: “Die Stimme im Regen”

Vorwort

„Was das Leben erzählt – das Udenkbare inklusive“ ist mehr als nur eine Sammlung von 75 Kurzgeschichten. Es ist ein literarisches Kaleidoskop, das die Wirklichkeit durch die Linse von Fantasie, Witz und Wahrheit betrachtet. Jede Geschichte ist ein Fragment, ein Splitter, ein Lichtstrahl, der sich bricht und neue Perspektiven eröffnet. Mal leise und nachdenklich, mal laut und provokant – aber immer mit dem Anspruch, zu berühren, zu irritieren oder zum Lachen zu bringen. Die Geschichten in diesem Buch sind wie Momentaufnahmen: flüchtig und doch tiefgründig, vertraut und doch überraschend. Sie erzählen von Menschen, Begegnungen, Träumen, Abgründen und kleinen Wundern. Und manchmal wagen sie sich dorthin, wo das Denken zögert – ins Udenkbare. Ich lade dich ein, dich treiben zu lassen. Lies eine Geschichte zwischendurch oder tauche ein in mehrere hintereinander. Vielleicht findest du dich in einer Figur wieder. Vielleicht entdeckst du neue Gedanken, die dich begleiten. Vielleicht wirst du einfach gut unterhalten. Was auch immer du mitnimmst – ich wünsche dir eine inspirierende Lektüre. Herzlichst,
Lucia Grabner

Kapitel 37: Der Tausch mit dem Teufel

Es heißt, dass Gott überall wohnt.

Bei mir daheim sah ich ihn aber noch nie. Da ist kein Bett, in dem er schlafen könnte. Meine Mutter hat auch nie verraten, was seine Lieblingsspeise ist, obwohl sie doch sicher für ihn kocht, wenn er da ist.

Ich sah auch nie das Christkind, denn dieses flog immer ganz schnell davon, wenn ich endlich das weihnachtliche Zimmer betreten durfte.

Ich betete brav, ich versuchte alles Mögliche, aber Gott versteckte sich vor mir.

Eines Tages dachte ich dann: "Vielleicht kann man den Teufel leichter kennen lernen."

Also rief ich den Namen des Teufels, dreimal, wie man es in den Geschichten lesen kann.

Plötzlich stieg aus der Erde eine gelbgrüne Wolke auf. Die Wolke nahm langsam die Form eines Wesens an. Es sah zwar etwas eigenartig aus und hinkte. Aber es lächelte mich an und die Hörner ließen das Gesicht irgendwie verwegen und keck aussehen.

Der Teufel musterte mich neugierig. "Du bist ein hübsches Kind", sagte er. "Ich würde gerne einen Tag mit dir tauschen. Weißt du, die Menschen mögen mich nicht, nur weil ich Hörner habe und nicht so gut rieche. Dabei bin ich gar nicht so übel. Ich habe doch sogar jedem Menschen einen kleinen Teil von mir geschenkt, um sein Leben etwas freier zu machen. Gott verbietet schließlich alles und erklärt dann nicht einmal, warum. Die Einzigen, die ich aber jemals wieder zu sehen bekomme, sind die, die mein Geschenk nur ausnutzen, um Anderen zu schaden. Zwischen diesen fühle ich mich aber erst recht wieder einsam."

Ich betrachtete den Teufel eine Weile. Er wirkte irgendwie verloren, wie er so da stand. Er tat mir leid, also stimmte ich zu, einen Tag mit ihm zu tauschen.

Grünes Leuchten umfing mich. Dann hatte ich das Gefühl, in einen Strudel gerissen zu werden. Als ich wieder etwas erkennen konnte, sah ich Menschen, die mit dem Finger auf mich zeigten und laut schreiend davonliefen.

Eine einzelne Gestalt kam jedoch auf mich zu:

"Mach, dass ich viel Geld bekomme", sagte diese. "Ich möchte ein mächtiger Mann werden. Nie wieder soll jemand mit dem Finger auf mich zeigen, nur weil meine Familie arm ist. Dafür gebe ich dir meine Seele!"

Ich spürte die Hoffnungslosigkeit hinter den Worten. "Nein, ich gebe dir Arbeit. Deine Kinder gehen ab morgen in die Schule und du trittst nie wieder mit gesenktem Kopf vor jemanden, der mehr hat als du. Nutze deine Stärken und sei stolz auf das, was du aus eigener Kraft erreichst", sagte ich zu ihm.

Da begannen seine Augen zu strahlen. Er erlebte das erste Mal in seinem Leben, dass ihm jemand etwas zutraute.

Kurz darauf stürzte eine junge Frau auf mich zu.

"Bitte hilf meinem Kind. Es ist ganz schwach und hat keine Lebensfreude. Mache es glücklich und meine Seele gehört dir!"

Ich erkannte, dass die Frau voller Angst war, zu versagen. "Geh zu deinem Kind und gib ihm die Liebe, die es braucht. Sei ihm ein gutes Vorbild und gib ihm Sicherheit. Das Kind wird bald stark und glücklich sein!"

Die Frau blickte mich fragend an, dann blitzte Verständnis in ihren Augen auf und sie begann zu lächeln.

Am nächsten Morgen erzählte mir der Teufel, wie wunderbar es gewesen war, einfach nur akzeptiert zu werden.

Die Erinnerungen an freundliche Grüße (nur "Grüß Gott" hat ihm gar nicht gefallen), an interessante Gespräche, an die Umarmungen meiner Familie, die gedacht hatten, er sei ich, leuchteten wie kleine Sonnen in seinem Gesicht.

Danach erzählte ich, wie es mir ergangen war, dass es gar nicht so schlimm war, ein Teufel zu sein. Das einzig Wichtige sei doch, nicht einfach Leistungen zu verkaufen.

Wenn man den Menschen Verantwortung gibt und ihnen zeigt, dass sie selbst Schlechtes in Gutes verwandeln können, gibt man ihnen Hoffnung auf eine gute Zukunft und sie haben einen gern.

Der Teufel hörte mir ganz entsetzt zu. "Du hast diesen Menschen das größte Geheimnis der Schöpfung verraten: Dass sie selbst Gott und Teufel in sich haben und dass sie eigentlich nur selbst darüber bestimmen, welchen Weg sie gehen möchten. Wir müssen ganz schnell wieder die Körper tauschen, sonst werde ich unnötig!"

Ich erkannte, dass der Teufel Angst bekam, weil er seine gute Seite schon lange vergessen und deshalb selbst keine Hoffnung mehr hatte.

Eine grüne Wolke stieg auf und mit einem kurzen "Blubb" verschwand die eigenartige Gestalt wieder im Nichts.

Ich verstand nun aber auch, dass Gott ein Licht ist, das uns fordert und dadurch stark macht und dass uns jeder Sonnenstrahl, der uns wärmt, einen Teil Gottes schenkt.

Kapitel 59: Nymors Zorn

Früher war Nymor ein Segen.

Ein Flussgeist, geboren aus dem ersten Tau, der sich in den Wurzeln der Berge sammelte. Sein Wasser war klar, kühl, lebendig. Die Menschen nannten ihn „den Heiler“, und das nicht nur aus Ehrfurcht, sondern aus Erfahrung. Wer mit Fieber kam, wurde gesund. Wer mit gebrochenem Herzen kam, fand Trost. Wer mit Schuld kam, fand Stille.

Kinder spielten am Ufer, warfen flache Steine, lauschten dem Murmeln, das wie eine Sprache klang. Alte saßen auf den glatten Felsen, ließen ihre Füße ins Wasser hängen und erzählten Geschichten, die sie selbst nicht ganz verstanden. Bauern schöpften Wasser mit Respekt, nie mehr als nötig. Und wenn jemand starb, legte man eine Blume ins Wasser – damit Nymor sie trug.

Doch das war lange her.

Die Welt wurde schneller. Die Menschen hatten Termine, Geräte, Verpflichtungen. Sie duschten, spülten, wischten, putzten, spülten erneut. Wasser war kein Geschenk mehr – es war ein Mittel zum Zweck. Ein Knopfdruck, ein Rohr, ein Kanal.

Nymor wurde nicht mehr besucht. Nicht mehr begrüßt. Nicht mehr wahrgenommen.

Sein Fluss wurde zur Randerscheinung. Ein Abfluss für das, was man nicht mehr brauchte. Seifenreste, Spülwasser, Toilettenspülungen. Literweise. Täglich. Gedankenlos.

Nymor wurde traurig. Dann still. Dann wütend.

Die ersten Zeichen waren kaum zu deuten. Ein seltsamer Geruch am Morgen. Ein Fisch, der tot am Ufer lag. Ein Kind, das sagte: „Der Fluss klingt anders.“

Dann kam die Nacht, in der Nymor sich erhob.

Nicht als Gestalt – sondern als Bewegung. Das Wasser stieg. Nicht durch Regen. Nicht durch Zufall. Sondern durch Zorn.

Er überflutete die Gärten. Nicht mit klarem Wasser – sondern mit dem, was man ihm gegeben hatte. Dreckige Mülltüten, tote Fische, alte Zahnbürsten, fettige Lappen, Plastikdeckel. Er drang in Swimmingpools ein, ließ das Wasser kippen, färbte es grau, ließ es stinken. Er spülte durch Keller, durch Garagen, durch Wohnzimmer. Er ließ das Wasser in die Rohre zurückfließen – rückwärts, gegen die Technik, gegen die Gewohnheit.

In der Kläranlage versagten die Pumpen. Die Becken liefen über, das Reinigungswasser vermischte sich mit dem, was nie hätte zurückkehren dürfen. Die Filteranlagen wurden von Schlamm und Algen überzogen, die sich wie lebendige Netze ausbreiteten. Ein Techniker, der gerade eine Wartung durchführte, wurde von einem Schwall fauliger Brühe überrollt und musste sich übergeben – direkt in das Becken, das er reinigen wollte.

In einem gepflegten Vorort saß Frau Mosinger gerade auf der Toilette, als eine PET-Flasche, die sie vor Wochen achtlos in den Abfluss geworfen hatte, mit einem dumpfen Plopp aus dem Rohr

schoß und ihr mit voller Wucht gegen das Gesäß knallte. Sie schrie auf, stürzte vom Sitz und landete auf dem Badezimmerboden, während das Wasser aus der Schüssel überlief und sich wie ein stinkender Teppich ausbreitete.

Zwei Straßen weiter lag Martin in seiner Badewanne, ließ heißes Wasser nachlaufen und summte ein Lied. Plötzlich färbte sich das Wasser gelb, begann zu blubbern und stank erbärmlich nach Urin. Er sprang auf, rutschte aus, und landete mit einem lauten Krachen auf dem Fliesenboden. Die Ursache? Die Kläranlage war überflutet – und Nymor hatte beschlossen, dass das Wasser nun die Wahrheit zeigen sollte.

In einem Café spritzte plötzlich das Wasser aus dem Spülbecken, schleuderte eine Ladung schmutziger Teebeutel und Kaffeesatz gegen die Wand. Die Gäste schrien, eine Frau verlor ihr Gleichgewicht und fiel in einen Eimer mit Putzwasser, der sich just in dem Moment selbstständig gemacht hatte.

Die Medien sprachen von „hydrologischer Anomalie“. Die Behörden von „systemischer Überlastung“. Die Menschen von „Pech“.

Aber es war Nymor.

Er sprach nicht. Aber er zeigte. Er zeigte, was man ihm gegeben hatte. Er zeigte, was man vergessen hatte.

Die Flut kam nicht wie üblich. Sie kam in Wellen – gezielt, punktuell, fast persönlich. Ein Haus, das besonders viel Wasser verbrauchte, wurde vom reißenden Fluss umspült. Ein Garten, in dem nie ein Tropfen Regenwasser gesammelt wurde, versank in Schlamm. Ein Wellnesshotel, das mit „reinem Quellwasser“ warb, wurde von stinkender Brühe überflutet – samt Gästezimmern und Spa-Bereich.

Die Menschen waren entsetzt. „Das ist ein Rohrbruch!“ „Das ist ein Systemfehler!“ „Das ist... unnatürlich.“

Aber es war Nymor.

Ein Mädchen namens Almira, deren Großmutter einst mit Nymor gesprochen hatte, kehrte zum Fluss zurück. Sie setzte sich ans Ufer, wie früher. Sie sprach. Nicht laut, nicht fordernd – sondern ehrlich.

„Wir haben dich vergessen. Aber ich erinnere mich.“

Das Wasser wurde ruhiger. Nicht klar – aber langsamer.

Andere folgten. Sie brachten keine Opfergaben. Aber sie brachten Geschichten. Sie erzählten, was sie wussten. Was sie verdrängt hatten. Was sie bereuten.

Nymor hörte zu.

Er zeigte ihnen Bilder – nicht auf Bildschirmen, sondern im Wasser. Szenen aus der Vergangenheit. Kinder, die lachten. Alte, die sangen. Menschen, die wussten, dass Wasser nicht nur fließt – sondern lebt.

Die Prüfung war nicht, den Fluss zu stoppen. Sondern sich seiner Geschichte zu stellen. Und dem Schmerz, den das Vergessen hinterlässt.

Nymor blieb.

Der Fluss wurde wieder klarer. Nicht wie früher – anders. Er heilte nicht sofort. Aber er hörte wieder zu.

Und die Menschen? Sie lernten, dass man nicht alles neu erschaffen muss. Manchmal reicht es, etwas zu korrigieren – und sich zu entschuldigen.

Kapitel 67: Die Stimme im Regen

Es war ein Dienstagabend, der nach Abschied roch. Die Straßen glänzten vom Regen, die Laternen spiegelten sich in den Pfützen, und die Stadt wirkte, als hätte sie sich in eine melancholische Melodie gehüllt.

Adrian stand wie jeden Abend an der Ecke der Marktstraße, seine Gitarre auf dem Schoß, die Finger klamm vom feuchten Wetter, aber die Musik warm in seinem Herzen.

Er war Straßenmusiker. Nicht berühmt, nicht gefeiert – aber bekannt. Die Leute kannten ihn. Manche blieben stehen, manche warfen Münzen, manche nickten ihm nur zu. Er spielte nicht für Geld. Er spielte, weil er musste. Weil Musik das Einzige war, was ihn zusammenhielt. Was ihm Sinn gab und seine innere Traurigkeit lindern konnte.

An diesem Abend war kaum jemand unterwegs. Der Regen war zu stark, der Wind zu kalt. Adrian spielte trotzdem. Ein Lied, das er selbst geschrieben hatte – über Sehnsucht, über Stille, über das Gefühl, nicht ganz dazuzugehören.

Und dann hörte er sie. Eine Stimme. Klar. Fremd. Wunderschön. Sie sang mit ihm – leise, fast schüchtern, aber sicher. Er hielt inne. Die Stimme verstummte.

Er sah sich um. Niemand war zu sehen. Nur der Regen, der fiel, als hätte er etwas zu verbergen.

Am nächsten Abend kam er wieder. Und spielte das gleiche Lied. Wieder sang sie mit. Und wieder verschwand sie, sobald er aufhörte.

Es wurde zu einem Ritual. Immer wenn es regnete, kam sie. Immer wenn er spielte, sang sie.

Er begann, Fragen zu stellen.

„Wer bist du?“

„Warum singst du mit mir?“

„Warum versteckst du dich?“

Keine Antwort. Nur Musik.

Eines Tages, nach dem dritten Lied, trat sie aus dem Schatten. Eine Frau, vielleicht Mitte dreißig, mit einem alten Mantel, nassen Haaren und einem Blick, der gleichzeitig vorsichtig und neugierig war.

„Ich habe Ihre Stimme gehört“, sagte Adrian. „Und ich habe Ihre Musik gespürt“, sagte sie.

Sie hieß Nora. Sie lebte in einem kleinen Apartment über der Bäckerei. Sie hatte seit Jahren nicht gesprochen. Nicht, weil sie nicht konnte – sondern weil sie nicht mehr wollte.

Früher war sie Sängerin gewesen. Chor, kleine Bühnen, große Träume. Musik war ihr Leben. Bis zu jenem Abend, an dem alles zerbrach.

Sie war mit dem Fahrrad unterwegs, auf dem Weg zu einer Probe. Es regnete, die Straße war glatt.

Ein Auto kam zu schnell um die Kurve. Nora wurde erfasst, stürzte, verlor das Bewusstsein.

Als sie im Krankenhaus aufwachte, war ihr Körper verletzt – aber schlimmer war die Stille in ihr. Ihre Stimme war da, aber sie fühlte sich fremd an. Die Musik, die sie einst erfüllte, war verschwunden.

In den Wochen danach versuchte sie zu singen. Doch jedes Mal versagte ihr die Stimme. Nicht technisch – emotional. Sie fühlte sich leer, als hätte der Unfall nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Seele erschüttert.

Ihr Partner verließ sie.

Ihre Freunde zogen sich zurück.

Und Nora zog sich ebenfalls zurück – in sich selbst. Sie sprach nicht mehr. Aus Selbstschutz.

„Ich dachte, wenn ich schweige, tut es weniger weh“, sagte sie. „Wenn ich nichts sage, kann niemand sagen, dass ich falsch klinge.“

Aber als sie Adrian hörte, wie er sang – ehrlich, verletzlich, ohne Publikum – da hatte etwas in ihr geantwortet. Nicht laut. Aber deutlich.

Sie begannen, sich zu treffen. Er spielte. Sie sang. Zuerst nur im Regen. Dann auch bei Sonne. Dann in einem kleinen Café, das ihnen erlaubte, einmal die Woche aufzutreten.

Die Leute kamen. Nicht nur wegen der Musik. Sondern auch, weil sie die Verbindung der beiden spürten.

Adrian und Nora waren unterschiedlich. Aber ihre Stimmen passten wunderbar zusammen. Wie zwei Teile eines Satzes, der nun endlich vollständig war.

Und Nora sprach wieder. Zwar nicht viel. Aber genug, um am Leben teilzuhaben.

„Ich dachte, ich hätte meine Stimme verloren“, sagte sie irgendwann. „Aber vielleicht war sie nur irgendwo, wo ich nicht gesucht habe.“

Und Adrian war glücklich.